

Moos im Gehirn

„Die letzte Zeit“. Dokumentarfilm von Michael Roemer. ZDF. Montag, 31. Oktober.

Hautnah fuhr die Kamera auf welke Gesichter, ohne Scheu hielt sie die zitternden Lippen Moribunder fest.

Als das ZDF 1971 unter dem Titel „Noch 16 Tage“ erstmals Einblick gab in eine Londoner Sterbeklinik, schien die Indiskretion ungeheuerlich, der Schock beim Publikum nachhaltig. Gleichwohl war der unbeschönte, doch behutsame Vorstoß in die immer noch intimste Tabuzone unserer Gesellschaft eine Pioniertat: Auch auf dem Bildschirm, sonst mit Leichen übersät, wurde der Exitus wieder ein Thema, das betroffen machte.

Jenen denk-würdigen Versuch, Sterben als letztes menschliches Ereignis optisch zu protokollieren, setzt der US-Film „Dying“, entgegen seinem Originaltitel, nun gleichsam restriktiv fort, indem er sich früher in die Geschichte Todkranker einblendet. Nicht Sterben als physiologischer Vorgang ist sein Motiv, sondern die psychische Reaktion der Betroffenen (und ihnen Nahestehender) auf die Diagnose vom unausweichlichen Ende. „Die letzte Zeit“, so der treffende deutsche Titel, umfaßt die Frist, die noch bleibt.

Der amerikanische Regisseur Michael Roemer („Nichts als ein Mensch“) hat aus rund 100 Krebsfällen zunächst ein Dutzend Patienten ausgewählt, die er mit ihrem Einverständnis fünf bis sechs Monate, im Hospital und daheim, von einem Drei-Mann-Team beobachtet ließ. Kosten: 330 000 Dollar.

Vier Schicksale, keineswegs repräsentativ, wohl aber beispielhaft, montierte er schließlich kommentarlos zu einem abendfüllenden Protokoll in nüchtern übersetztem O-Ton: „Die Menschen“, so Roemer, „sterben in der Weise, wie sie gelebt haben!“ In stiller Ergebnisheit, sarkastischem Fatalismus, aggressivem Protest oder gläubiger Hoffnung. Diese Temperamentskurve verleiht Roemers Bericht eine natürliche Dramatik, die zu Herzen und an die Nerven geht.

Das Schicksal von Mark, 29, erfährt der Zuschauer aus dem Mund seiner Witwe. Sie hat die letzte Zeit mit ihm „wie ein Geschenk“ genossen, hat ihm vorgelesen, seine Freunde in die Klinik geladen, das eben geborene Baby an seinem Bett gestillt. Durch nichts und niemanden ließ sich diese couragierte Frau daran hindern, die Harmonie ihrer Ehe bis zum letzten Augenblick durchzuhalten.

Auch Sally, 46, fast kahlköpfig und durch eine tiefe Mulde vom Chirurgen-griff nach ihrem Tumor gezeichnet,



Krebskranke im TV-Film
Unausweichliches Ende

übersteht ihre letzten Tage in familiärer Wärme: „Es geht nichts über Zuhause, Mama!“ Der Krebs, offenbart sie scheinbar ungerührt, „wächst wie Moos im Gehirn, man kann nichts dazu sagen“. So schaut sie ihrer Mutter beim Backen zu, läßt sich füttern, hört Opernarien. Verglichen mit diesen Demütigen, spitzt sich die Geschichte von Bill, 33, zur Katastrophe zu. „Was ist nur mit dem netten Mädchen los, das ich geheiratet habe?“ fragt er seine aggressiv gewordene Frau: „Dieses Mädchen wird von diesem Krebs zerfressen.“ Deshalb hat sie „darum gebetet, daß die neue Therapie nicht anspricht“. „Warum kann es nicht schlechter werden, damit alles vorbei ist?“

Diesem Martyrium hat Roemer — wohl als seelsorgerisches Finale — das Sterben des schwarzen Baptisten-Pastors Bryant, 56, angehängt. Mag dessen friedvolles Ende („Ich bin der glücklichste Mensch der Welt“) im Schoß der Familie auch als Plädoyer gegen den Tod in klinisch-industrieller Anonymität wirken. Es mildert nicht jene Horror-Szenen einer Ehe, die bestürzend offenbaren, wie schwer und notwendig Mitleid ist für jene, die mit-leiden.

Klaus Umbach

Miene mißfällt

Die „dramatischen Ereignisse der letzten Tage“ nahm das ZDF zum Anlaß, die jüngste Folge der „Notizen aus der Provinz“ zu kippen.

Statt Satire plätscherten „Musik und Wein aus Oberkrain“, anstelle des Pointen-Balletts hopste die „Volkstanzgruppe Jaka Hafner“, und durch die halbe Abendstunde führte ein Peter Puder, nicht Dieter Hildebrandt.

Das ZDF setzte, wieder einmal, den Hebel an. „Notizen aus der Provinz“, einsame und einzige Zierde des politischen TV-Kabarets, mußte, letzten Donnerstag, johlendem Polka-Tralala weichen. „Veranlassung“ des „Notizen“-Ausfalls: die „dramatischen Ereignisse der letzten Tage“.

„Wenn das so weitergeht“, sagt Dieter Hildebrandt, der „Notizen“-Moderator, „wird unsere Sendung eine der ausgefallensten überhaupt.“ Zwar habe man ihm genug „Takt“ angesichts der „Ereignisse“ zugetraut, „wohl aber nicht dem Publikum“; an die Sender-Botschaft vom „mündigen Zuschauer“ könne er da nicht glauben.

Vier Jahre lang schon stehen die „Notizen“, eine Produktion der Münchner „Bavaria“, als Monats-Schmankerl auf dem ZDF-Programm. Und fast ebensolange stehen sie für einige Un-Sympathisanten auf der Abschlußliste.

Denn stets dräut im Hintergrund der „Ausschuß für Spiel und Musik“, eine 18köpfige Untergruppe des ZDF-Fernsehrats. Rund fünfmal im Jahr tritt das Partei- und Ständegremium zusammen, um den verantwortlichen Redakteuren — streng vertraulich — den Marsch zu blasen.

„Notizen“-Sendungen kommen da mit schöner Regelmäßigkeit auf die Agenda. Tagespunkte der Sitzung vom 5. August 1977 beispielsweise: Hildebrandts Buback-Kommentar und der Auftritt Jochen Steffens in den „Notizen“. Besonders scharfer Kritiker im „Ausschuß“: Schleswig-Holsteins CDU-Mann Arthur Rathke; ihm mißfällt schon Hildebrandts Miene.

An „wahnsinnigen Wirbeln“ und „schlimmen Gefechten“, sagt ZDF-Unterhaltungschef Peter Gerlach, hat es denn auch nicht gemangelt, an Auf-lagen auch nicht. Zum Exempel: ZDF-Dokumentarmaterial, etwa Politiker-Interviews, darf satirisch nicht mehr „zweckentfremdet“ werden; gelegentlich hilft die ARD aus.

Tatsächlich aber ist Dokumentarisches das Salz der Satire, und Hildebrandt traut seinen Zuschauern zu (Einschaltquote im Schnitt: 30 Prozent), zwischen kabarettistischer Verwendung und Bierernst zu unterschei-